

Ueber das
Verhältnis von Arbeit und Bildung.

Rede

beim Antritt des Rektorats

der

Ludwig-Maximilians-Universität

gehalten

am 25. November 1899

von

Dr. Joseph Bach.

München 1899.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Hochansehnliche Versammlung!

Als günstiges Zeichen des scheidenden Jahrhunderts betrachte ich es, daß wir heute dem Befehle des erlauchten Stifters unserer Universität buchstäblich nachzukommen im Stande sind, an dem Feste St. Katharina, der Patronin der Philosophen, uns zu diesem Fest-Acte zu versammeln.

Trotz mancher Versuchung, einen Blick in das zukünftige Jahrhundert zu thun und etwa zu fragen: welches Thema mein Nachfolger auf dieser Stelle in hundert Jahren zum Abschied des zweiten Jahrtausends der christlichen Ära wählen wird, dann wenn wir Alle hier Versammelte heimgekehrt sein werden zur Erde, von der unser sterblich Theil genommen ist, beschränke ich mich darauf, auf dem Boden der nüchternen Erfahrung in der Gegenwart zu bleiben.

Den Schleier der Zukunft lüften zu wollen, ohne die Gabe des Propheten zu besitzen, ist stets ein vergeblich Wagniß. Dem Sterblichen gehört nur die Gegenwart.

Wenn auch nicht im Besitze jener ausgedehnten Gelehrsamkeit, jener glänzenden Form der Rede, wie meine hochgeehrten Vorredner an dieser Stelle, wage ich es gleichwohl, eine Frage der Gegenwart über das Verhältniß von Arbeit und Bildung, freilich nur in flüchtigen Zügen, zum Gegenstande des heutigen Vortrages zu machen.

Der Satiriker Jonathan Swift (1667—1745), ein geborner Irländer, taucht seine Feder in die äzendste Lauge des Spottes, wenn er an das größte Elend seiner irischen Heimat denkt, an die ohne Erziehung heranwachsende, verwahrloste Jugend. Er schildert als die nächsten Folgen der mangelnden Erziehung die Degradation der Rasse und den wirtschaftlichen Ruin des Landes. Er macht den ironischen Vorschlag, „daß die Kinder armer Leute in Irland ihren Eltern und dem Vaterlande nicht mehr zur Last gereichen, vielmehr dem gemeinsamen Wesen nützlich werden . . . sollen dieselben nach vollendetem ersten Lebensjahr (wie die Schweine) das Stück für zehn Schilling zum Verspeisen verkauft werden“.

Die Moral der bitteren Satire ist der drastische Hinweis auf die engen Bande, mit welchen die Volksbildung einerseits und die Volkswirtschaft andererseits mit einander verknüpft sind, ein Punkt, welcher in den Tagen und in der Heimat Swifts kaum einer Beachtung für wert gehalten wurde.

Die um ein Geringes jüngeren Zeitgenossen, die Begründer der modernen Theorien der Volkswirtschaft, die französischen Ökonomen oder Physiokraten und der Schotte Adam Smith (1723—1790) rechneten Erziehung und Wissenschaft nicht zu den wertbildenden Faktoren. Als produktiv und wertbildend galt ihnen nur dasjenige Thun, welches zu materiellem Besitz, zu Gelderwerb und Reichthum unmittelbar führt. — Für Schule und Bildung hatten sie schon aus dem Grunde wenig Sinn und noch weniger Interesse, weil sie als Geistesgenossen Rousseau's, als ächte Optimisten, des festen Glaubens waren: man dürfe auch hier, wie in der Wirtschaft, nur der Natur ihren vollen Lauf lassen, alles

Andere besorge sie dann von selbst. Alle politischen und volkswirtschaftlichen Schäden, meinten sie, kommen daher, weil die regierenden Faktoren im Staate die Naturordnung (l'ordre naturel) stören.

Ein humoristisch angemutheter Amerikaner, Mac Twain, hat einmal, vielleicht in seiner Studentenzeit, die Menschen in zwei Classen getheilt, nemlich in Darlehen-Geber (those who lend) und in Darlehen-Nehmer (those who borrow). Ähnlich hat bereits der Gründer der Ökonomistenschule, Quesnay, die volkswirtschaftliche Welt in zwei Classen getheilt, nemlich in eine produktive und in eine sterile Classe. Sprachlich betrachtet, liegt in beiden Fällen ein conträrer Gegensatz vor, welcher jedoch logisch die Bedeutung des contradiktorischen Widerspruches hat. Diese Incongruenz von Sprache und Gedanke hat im ersteren Falle etwas Humoristisches, im letzteren dagegen für die Geschichte die bedenklichsten Folgen. Obwohl ein königlicher Leibarzt, Quesnay, und ein Minister, Turgot, als Gründer der Schule gelten, so waren die Physiokraten Agrarier. Als „Arbeiter“ laboureur, d. h. als werthebildend, galt ihnen der Bauernstand.

Um den wahren Sinn des Wortes „Natur“ bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts zu verstehen, darf nicht übersehen werden, daß dieselben in dem Gebrauche und der Deutung dieses scheinbar so klaren und so harmlosen Wortes die Erben der englischen Freidenker des 17. Jahrhunderts sind.

Kaum ein Dichter gebraucht das Wort „Natur“ so oft und in so markanter Weise, als der größte aller Dramatiker, Shakespeare. Nicht ohne allzugroße Mühe lassen sich in seinen Werken etwa an zweihundert Stellen nachweisen, an welchen uns die „Natur“ freilich in einer dem

großen Realisten entsprechenden Vielseitigkeit entgegentritt. Doch läßt sich der leitende Grundgedanke der alten Philosophie, des in der sinnlichen und sittlichen Welt waltenden Gesetzes, der Gerechtigkeit als objektiver Macht, nicht verkennen. Die alte Dike, die Crimys des Sophokles, waltet auch hier noch:

The Moor is of a free and open nature

heißt es im Othello.

That nature must obey necessity

im Julius Cäsar u. s. w.

Ganz anders aber spricht die „Natur“ schon bei seinem Landsmann, dem Philosophen John Locke; und um mit Gretchen in Goethe's Faust zu reden, bei Jeremy Bentham und seinen Gesinnungsgenossen. Bei diesen redet sie schon „schiefer wie ein Franzos“, das heißt ganz im Sinne des Epikuräismus. Lust und Unlust, der Genuß ist ihre Melodie, ihr Sittengesetz. John Locke unterscheidet sich von Bentham dadurch, daß die Natur bei ihm stoisch gesinnt ist, jedoch eben so individualistische und subjektivistische Grillen hat, wie bei Bentham, Shaftesbury, Hume u. s. f. Der Fallstaff Shakespeare's ist der eigentliche Moralprediger Benthams. An die Stelle der objektiven und sozialen Gesellschaftsordnung, wie dieselbe historisch im Leben der Völker gegeben ist, tritt der Individualismus, die bodenlose, subjektive Willkür — und, je nach Gelegenheit, die Vernichtung des Bestehenden, der Massenmord.

Dieses Erbe treten die Physiokraten des 18. Jahrhunderts an, und jetzt verstehen wir, welch' ein gefährlich Instrument die Encyclopädisten, ein Abbé Bodeau, ein Rousseau und ihre Schüler, die Marat's, Robespierre's, in Händen hatten.

Wenn wir uns an die Hauptaufgabe der Physiokratie und ebenso eines Adam Smith erinnern, nemlich auf dem wirtschaftlichen Gebiete überall der „Natur“, dem *ordre naturel*, wie sie es nennen, zum Durchbruch zu verhelfen, und uns dann ihre leitende Idee vergegenwärtigen, daß produktiv nur die Arbeit ist, welche materiellen Gewinn bringt — so besteht im Staate nur die produktive Classe von Menschen, d. h. die Handarbeiter, die Bauern zu Recht: alle anderen Kategorien, vor Allem die Repräsentanten der Geistesarbeit, sind nicht produktiv, gleichen den überflüssigen Drohnen im Bienenkorbe, gehören zur „sterilen Classe“. In diesem durch die Incongruenz von Sprache und Gedanke verdeckten Sophisma lauert eine für die wirtschaftliche und politische Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts gefährliche Schlange — der Classenhaß und die Verachtung der Geistesarbeit, der Bildung und Wissenschaft. In denkbar schauderhafter Weise hat dieser Haß in der französischen Revolution Ströme von Blutes vergossen — in den späteren socialen Krisen Europa's dauert er heute noch fort. Ich habe hier nicht daran zu erinnern, daß in der um die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschenden Denkweise des Sensualismus in der Literatur der Encyclopädisten eine theilweise Unterschätzung der Geistesarbeit überhaupt gelegen ist, und daß es dem scharfen Blicke des Spötters Voltaire nicht entging, diese Achillesferse eines D'Alembert in seinem Doktor Akiba, welche Schrift ihm bekanntlich die Ungnade Friedrichs I. zuzog, bloß zu legen mit der sarkastischen Bemerkung, man möge doch mit der Farbe gleich herausrücken, mit der Achtung von Wissenschaft und Bildung keine Heuchelei treiben und für die Zukunft die großen Bauten Frankreichs nicht mehr durch die Geistesarbeit der Architekten, sondern die „mechanische Arbeit“ der Maurer und Handlanger direkt besorgen lassen.

Gegenüber der Geringschätzung der physiokratischen Lehren bezüglich ihrer Nachwirkung auf die Geschichte der Gegenwart im guten und schlimmen Sinne möchte ich an das Urtheil Toqueville's erinnern, daß in dem wirtschaftlichen Systeme der Physiokraten die moderne sociale Bewegung wie in ihrem Keime gelegen ist. Von den hervorragenden Vertretern der heutigen Volkswirtschaft ist es betont worden, daß die an Adam Smith sich anschließende Nationalökonomie bis in die Mitte unseres Jahrhunderts herein — trotz all ihrer Verdienste doch eben nicht Volkswirtschaft im eigentlichen Sinne, sondern Kapital- und Sparwirtschaft, Cameralistik und Chrematistik genannt zu werden verdiene, einfach deshalb, weil in ihr der Mensch, die menschliche Bildung und die höchsten idealen Güter der Menschheit, Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit, nicht zu ihrem vollen Rechte kommen.

Das jüngste Erfurter Programm des Socialismus lautet ganz physiokratisch. Die naiven Anschauungen von der „Güte“ der Menschenatur, welche für A. Smith die leitenden sind, hatten sich schon in dem wirtschaftlichen Systeme eines Ricardo, des Klassikers des Manchesterthums, zur einseitigen Kapitalwirtschaft und zu dem System der weißen Sklaverei entwickelt, für welches die Menschen lediglich Mittel für den Zweck der Produktion, Sklaven für die Bedienung der Maschine sind, also reine Sachgüter. In den damit eng zusammenhängenden wirtschaftlichen Krisen des Kommunismus und Socialismus in den Streitfragen über Werth und Mehrwerth wirken die Sünden der Väter, die Verirrungen einer früheren Zeit, noch in bedenklicher Weise herein in unsere Gegenwart. Der so ehrenvolle Name des „Arbeiters“ hat heute vielfach etwas Herausforderndes anderen Ständen gegenüber, als ob dieselben in der

Gesellschaft als nutzlose und schädigende Elemente höchstens auf den Aussterbestat zu setzen seien, eben weil sie nach der beschränkten Auffassung von der Natur der menschlichen Arbeit als Nichtarbeiter, als Faulenzer, gelten. Wenn der biedere Landmann da und dort heute noch von gleicher Voraussetzung ausgehend, daß Studium und Unterricht eben keine Arbeit sei, nur jenen seiner Söhne studieren läßt, der zur „Arbeit“ nichts Rechtes taugt: so können wir ja darüber lächeln, wenn aber ganze Classen der heutigen Gesellschaft eine derart beschränkte Auffassung von Bildung und Erziehung, von Schule und Wissenschaft haben, so ist das doch nicht so gleichgiltig.

Gelegentlich einer Sezer=Strife machte eine bemerkenswerte Stimme darauf aufmerksam: die Herren Sezer möchten doch einmal bedenken, wohin sie kämen, welchem Elend sie ausgesetzt wären, wenn die Schriftsteller den Stil einmal umkehren und ihrerseits nur für einige Wochen Strife machen würden.

Diese einfache Reflexion führt auch den Uneingeweihten zu einem etwas reiferen Nachdenken darüber, in welch' engem Zusammenhange in der menschlichen Gesellschaft die Arbeit des Geistes und die Arbeit der Hand stehen.

Wenn Franklin den Menschen als „Werkzeug machendes Thier“ (tool-making animal) bezeichnet, so hat er denselben ebenso sehr als Geistesarbeiter wie als Handarbeiter definiert. Wenn wir, von allem Anderen absehend, nur etwa die einfachsten Handwerkszeuge des prähistorischen Menschen, des Pfahlbauers, das Feuerstein-Messer, das Nephrit-Beil u. s. w. ansehen, so werden wir unwillkürlich zum Staunen über die hochintelligente Arbeit des Geistes und die Art der Herstellung derselben veranlaßt. Die einfachsten Werkzeuge des ärmsten Bauernhauses, der

Pflug, die Wage, der Hebel, weisen auf einen Archimedes, der laute Tiktat der Wanduhr auf Galilei, Newton und Huyghens zurück, auf die größten Repräsentanten der Geisteswelt als ihre Erfinder. Kaum wird bei uns ein Name gedankenloser gebraucht als der Name „Erfinder“, wobei immer dem blinden Zufall die Hauptrolle beigemessen und die größten Arbeiter und Forscher der Menschheit als bloße Glückspinsel erscheinen. Daß bei aller Arbeit, namentlich aber bei Wissenschaft und Kunst, vor allem auf dem Gebiete des thätigen sittlichen Ringens nicht immer Arbeit und Lohn im rechten Verhältniß stehen, wer weiß es nicht? Daß an einem einzigen Problem die tüchtigsten Arbeiter seit Jahrhunderten umsonst gearbeitet, und oft in Schwermut der Geistesnacht und frühem Siechthum verfallen — wer leugnet das?

Wenn wir aber die Tagebücher großer Entdecker und Erfinder nachsehen, dann werden wir, wie das z. B. bei Faraday der Fall ist, finden, daß Hunderte von Fehlversuchen einem einzigen gelungenen vorangehen. Viele Forscher sind nicht so glücklich. Die Erfindung ist also als eine mit Erfolg gekrönte Arbeit anzusehen und nicht als blinder Zufall. Sonst läge kein Grund vor, die Erfinder so hoch zu ehren.

Was sollen wir erst von den großen Verkehrsmitteln der Gegenwart sagen, ohne die jetzt kein Mensch leben kann? Was von Dampf, von Elektrizität und Magnetismus in ihrer hundertfachen Verwendung zum Wohle der Menschen? Wie Wenige denken daran, daß ohne Alessandro Volta, ohne Watt und Stephenson, ohne Faraday all' diese „Arbeit“ des Weltverkehrs eben nicht existirte?

Aber auch umgekehrt setzt der richtige Gebrauch der unscheinbarsten Instrumente der Landwirtschaft und des Handwerks eine derartige In-

telligenz und Geschicklichkeit, soviel geistige und persönliche Arbeit und sittliche Verlässigkeit voraus, daß der Unkundige davon selten eine rechte Ahnung hat. Die rationelle Bewirtschaftung von Grund und Boden, Garten und Feld setzt ihrerseits ebenso wie das Handwerk, namentlich heute, einen oft sehr hohen Bildungsgrad, eine bedeutende Schulung und technische Übung voraus. Ist ja gerade die Handarbeit selbst in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit in der Anwendung eines der bedeutendsten Bildungsmittel.

Nicht umsonst hat schon Aristoteles die menschliche Hand „das Werkzeug aller Werkzeuge“ genannt. Das Sprichwort: „Eine geschickte Hand geht durch's ganze Land“ will doch besagen, daß ein tüchtiger Kopf sich überall zurecht zu finden weiß. Auf die geradezu staunenswerte Durchbildung, Vereinfachung der technischen Künste auf den mannigfachsten Gebieten bis herab zum wärmespendenden Ofen im Einzelnen hinzuweisen, verbietet die Zeit. Wie greifen da Geist und Stoff, Geistesarbeit und Handarbeit, der menschliche Gedanke und der harte Stahl in der riesigen Maschine ineinander? Die menschliche Cultur in all ihren verschiedenen Phasen besteht in dem jeweiligen Verhältniß der beiden Faktoren: Arbeit und Bildung und in ihrem gegenseitigen Ineinandergreifen. In allen technischen Fächern, in allem wirklichen Forschen heißt arbeiten lernen und lernen arbeiten.

Ist es denn nicht eine Pflicht der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß das gesteigerte Interesse der Studirenden gerade an den volkswirtschaftlichen Studien seinen tieferen Grund nicht bloß in den gesellschaftlichen Gährungen der Gegenwart hat, sondern in den großen Fortschritten dieser Wissenschaft selbst, welche die äußeren Erscheinungen der Gesellschaft, selbst die unbedeutendsten Symptome am socialen Körper, verbucht, dann bis auf die letzten Ursachen verfolgt und,

unbehelligt von dem Streit der Parteien, das ächt Menschliche, die ausgleichende Gerechtigkeit und die versöhnende Humanität als das leitende Motiv, die Volkserziehung und das allgemeine sittliche Prinzip der Belehrung über die wohl berechtigten, aber für sich nicht befriedigenden Motive der „Werthe“, der gemeinen Nützlichkeit stellen.

Der scharf sehende Beobachter wirtschaftlicher Zustände, der englische Philosoph John Locke, hat gerade hundert Jahre vor den Physiokraten in seinen Briefen bereits auf die jämmerlichen Zustände eines schon längst veralteten und verrotteten Wirtschafts- und Pächtersystems im südlichen Frankreich hingewiesen. Wenn wir das aus physiokratischen Kreisen stammende Buch „Vom Reichthum“ gelesen und die furchtbare, zerstörende, die Existenz der besten Arbeitskräfte vernichtende Praxis der damaligen Steuererhebung würdigen, wenn wir wissen, auf welche oft grausame Art eine Handvoll privilegirter Müßiggänger den blutigen Schweiß der Arbeit von 24 Millionen Menschen verzehrten: dann ist es gar nicht nothwendig, das klassische Werk Toquevilles — *l'ancien regime et la revolution* — oder gar die ausführlichen Schilderungen Taines, des Pathologen und Physiologen unter den modernen Historikern, — ich meine die Schrift „Über die Entstehung der französischen Revolution“ — zu kennen, um jene verzeihlichen Utopien, jene übertriebenen Hoffnungen der Physiokraten, Rousseau's, Holbachs zu begreifen, daß die „Natur“ alle Schäden heilen könne. Schon der „Bohnenkönig“ Lamettriès und das „Systeme de la Nature“ Holbachs zeigen mit wünschenswerther Ehrlichkeit die praktische Seite, die Krallen dieser „Natur“ und Natürllichkeit“, die Forderung der Bestie Mensch. Die „Natur“ und die „Rückkehr zur Natur“ zum „ordre naturel“ war einmal das Phantom, das alle berechtigte Kritik, alle Klagen über

den Greuel der socialen Zustände, den Jammersehrei der Volksseele in einem Accord vereinigte, der etwa dem Chore der Marseillaise ähnlich nicht bloß die Franzosen, sondern die Gebildeten der ganzen Welt magisch bewegte. Es genügt, die beiden Grundgedanken des Begründers der Nationalökonomie, Ad. Smith, nur anzudeuten, deren erstere ist, daß die Quelle alles Reichthums die menschliche Arbeit ist; dem der zweite folgt: daß auf wirtschaftlichem Gebiete die „Natur“ alles von selbst besorge. Ganz so wie ehemals der griechische Sophist Bias in den Tagen des Sokrates die „Natur“ als einzig berechnete Macht gegen die Tyrannei des Staatsgesetzes aufrief, verfährt — ohne es zu wissen — Adam Smith. „Gewöhnlich wird der Mensch von den Staatsmännern und Staatsphilosophen als Material für eine politische Maschine betrachtet. Die Erfinder politischer Projekte stören die Natur in ihrem Wirken auf die menschlichen Angelegenheiten. Man braucht sie nur allein walten, ihre Zwecke ungestört verfolgen zu lassen, damit sie ihre Ziele erreiche. . . . Um einen Staat von dem Zustande der Uncultur auf den höchsten Punkt des Wohlstandes zu bringen, bedarf es kaum mehr als Frieden, mäßig hohe Steuern und eine verträgliche Rechtsverwaltung. Alles Übrige thut der natürliche Gang der Dinge selbst.“ Das Wort Plato's, daß ohne Erziehung und Bildung der Mensch das wildeste der Thiere ist; die sehr maßgebende Ansicht des Aristoteles, daß es die Aufgabe der Bildung sei, „das Fehlende an der Natur zu ergänzen“, ignorirt der Begründer der modernen Nationalökonomie. — Darüber, daß auch in der „Natur“ der Träger des Joches die Bestie „Mensch“ stecke, hat A. Smith keine volle Klarheit.

Die Volkswirtschaft selbst auf eine etwas solidere Grundlage als

diese bedenkliche „Natürlichkeit“ hingewiesen zu haben, die volle Bedeutung der Bildung und Cultur für die Volkswirtschaft herauszukehren, dieses Verdienst haben vorwiegend deutsche Gelehrte. Ohne die Bedeutung dieses Systemes, welche in der Beseitigung der hemmenden und störenden Faktoren des früheren Wirtschaftslebens besteht, zu mißkennen, hat schon in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts Adam Müller, wie das Roscher, Diezel u. A. mit Recht betonten, die Theorie der produktiven Kräfte zur Grundlage der Wirtschaftslehre gemacht und das Erziehungsweisen als produktiven Faktor gegen die materialistische Chrematistik Adam Smith's in seine Rechte eingesetzt.

Im Anschluß daran haben so hervorragende Vertreter des Faches, wie Friedrich List, Bruno Hildebrand eine scharfe Kritik an der Smith'schen Werttheorie geübt, welche für die wertbildende Macht der Geistesarbeit kein Verständniß hat. „Wer Schweine züchtet,“ sagt Fr. List, „ist nach A. Smith ein productives, wer Menschen erzieht, ein unproductives Mitglied der Gesellschaft; wer Dudelsäcke und Maultrommeln zum Verkaufe fertigt, producirt; die großen Virtuosen, da man das Gespielte nicht zu Markte bringen kann, sind nicht produktiv; der Arzt, welcher seine Patienten rettet, gehört nicht in die produktive Classe, aber der Apothekerjunge, obwohl die Tauschwerte der Pillen, die er producirt, nur wenige Minuten existiren mögen, bevor sie ins Wertlose übergehen; ein Newton, ein Watt, ein Kepler ist nicht so produktiv als ein Esel, ein Pferd, ein Pflugstier.“

In wo möglich noch schärferer Tonart wendet sich Fr. List gegen den Individualismus Smith's, dem es unmöglich ist, die menschliche Gesellschaft als einen Organismus zu betrachten, zu welcher Ansicht sich Fr. List erhebt, indem er bemerkt: „Der jetzige Zustand der Nationen

ist eine Folge der Anhäufung aller Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen, Vervollkommnungen und Anstrengungen aller Generationen, die vor uns gelebt haben. Sie bilden das geistige Kapital der lebenden Menschheit, und jede einzelne Nation ist nur produktiv in dem Verhältniß, in welchem sie diese Errungenschaften früherer Generationen in sich aufnehmen und sie durch eigene Erwerbungen zu vermehren gewußt hat."

Den deutschen Nationalökonomien sind die intellektuellen und sittlichen Güter der Nation nicht gleichgiltig. Sie wissen, daß das festeste Fundament der materiellsten Funktion in dem Wirtschaftsleben, des nach Gewinn strebenden Handels im Großen und Kleinen, des Alles gestaltenden Weltmarktes, ein rein imponderables Gut, eine eminent sittliche Macht ist, welche auf Seiten des Besitzenden stets einen klaren Kopf, einen gewissen Grad von Bildung und einen auf Ehre und Treue, auf Pflicht und Gewissen haltenden Charakter voraussetzt: ich meine nemlich den Kredit. Ehre und Treue gelten schon dem alten Sachsenspiegel als die Fundamente der Gesellschaft; Intelligenz und Sittlichkeit den Culturvölkern überhaupt als die Prinzipien der produktiven Arbeit.

Im Jahre 1874 in einem Artikel der Hildebrand'schen Jahrbücher wendet sich einer der bedeutendsten Repräsentanten der Volkswirtschaft, Gustav Schmoller, gegen Treitschke über einige Grundfragen der Rechts- und Volkswirtschaft.

Ähnlich wie Stein und Schäffle setzt Schmoller, gleich den großen Classikern des Griechenvolkes, Plato und Aristoteles, wieder die idealen Mächte der Cultur, Erziehung und Bildung, Sitte und Religion, als bedeutende Faktoren des Wirtschaftslebens an. Er hält eine kritische Abrechnung mit der Chrematistik Ad. Smiths und der

darauf folgenden Manchester Schule. Er faßt tiefsinnig die Wirtschaftsfragen als psychologische Fragen, als Fragen der Bildung und der ethischen Lebensordnung auf. Er bezeichnet es als einen prinzipiellen Irrthum, wirtschaftliche Handlungen in ihren Folgen als sittlich indifferente darzustellen, eine Ansicht, welche von einem jüngeren Kollegen in jüngster Zeit, Sombart, wieder mit Geist verfochten wird. Es giebt, sagt Schmoller, keine Wirtschaft ohne ethische Lebensordnung, keine Scheidung von Sitte und Recht, von Erziehung und Bildung.

Ähnlich lassen sich ein C. Menger, ein Wilhelm Arnold vernehmen. Schon um die Mitte unseres Jahrhunderts hat v. Schütz einen gehaltvollen Essay in der Tübinger Zeitschrift für die Staatswissenschaft, 1844, „Über das sittliche Moment der Volkswirtschaft“ geschrieben, und Uhde macht die scharfe Bemerkung: „Bisher hat die Nationalökonomie eine Ontologie des Reichthums geliefert, aber ihre moralische und religiöse Seite verschleiert; die bisherige Behandlung der Nationalökonomie läßt den Menschen mit seinem Leben und seinem höchsten Interesse außer Acht, sie wiegt ihn dafür auf der Wage der Produktion.“

Noch höher erhebt sich Savigny in seinem System des heutigen römischen Rechtes, indem er auf die Beziehungen unseres Wirtschaftslebens mit der christlichen Religion als der Regel des Lebens hinweist. Wie sehr unsere moderne Wirtschaft trotz aller Gegenströmungen unbewußt vom Segen und der Macht des Christenthums getragen ist, darauf kommt ein Wilhelm Arnold in markanter Weise zu sprechen. Die feinen Grenzen zwischen der Pflicht und dem Rechte der geordneten Selbsterhaltung, welche eine der wichtigsten Triebfedern der Arbeit, der Wirtschaft ist, scharf abzugrenzen von der Ausartung eines ungeordneten

Erhaltungstriebes, des Egoismus und der niederen Gewinnsucht, wird kaum einer anderen Macht gründlicher gelingen, als der lebendigen Gottesfurcht, der Religion, dem richtig gebildeten Gewissen. In seinem Schwanenfang, den „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomens“ 1895, erklärt der bedeutendste Vertreter der historischen Schule der Volkswirtschaft Deutschlands, Wilhelm Roscher, die Religion als das höchste Ziel und den tiefsten Grund des Lebens und darum auch der Volkswirtschaft. Ja, er betont sogar gelegentlich einmal, daß sein hochgeschätzter Collega Schmoller dies da und dort nicht scharf genug betone; trotzdem gerade die Schmoller'schen Jahrbücher auch nach dieser Seite ein wahres Arsenal tiefsinniger Ideen über Politik und Wirtschaft darstellen.

Könnte ich wohl an einem Manne vorüber gehen, der einer der Unsrigen war, dem feinsinnigen W. Kiehl, der vor fast vier Dezennien in seinem dem seligen Könige Maximilian II. gewidmeten Buche: „Die deutsche Arbeit“ so viel des Trefflichen über das Wesen der menschlichen Arbeit, die verschiedenen Arten derselben und namentlich über den persönlichen Charakter, das sittliche und pädagogische Moment, den erzieherischen Charakter der Arbeit gesagt hat!

Einem Culturhistoriker im Sinne eines W. Kiehl entgehen die vielseitigen Berührungspunkte zwischen Arbeit und Bildung nicht. Er hat ein offenes Auge für den Wert der Geistesarbeit, für Erziehung und Bildung wie für die Bedeutung der Arbeit der Hand. Wie er den Segen und das Glück der vernünftigen Arbeit zeichnet, schildert er auch den Unsegen und das „ruheloze Arbeitswüthen ohne Einkehr in sich“, den Fluch der die sittlichen und geistigen Zwecke verläugnenden Sklaven-Arbeit, der Gottentfremdung, der thierischen Genußsucht und der dämonischen Habsucht.

Arbeit und Bildung vereinigen sich nemlich in dem, was den Menschen als Menschen ehrt, in dem Berufe; und andererseits steht jeder Beruf, jede Eigenart menschlichen Arbeitens in nächster Beziehung zu dem Zwecke des menschlichen Daseins — zu der Frage nach dem Glücke des Menschen, zu der Frage nach der rechten Arbeitstheilung, der rechten Gesellschaftsordnung.

Wenn nach der deutschen Sage der König, dem die Weisen gerathen, daß nur das Hemd eines Glücklichen seinen Sohn gesund machen könne, seine Boten in die Lande schickt, um dieses Kleinod von dem ersten Besten, den sie finden, um jeden Preis zu kaufen, der sich glücklich fühlt; und wenn diese dann unverrichteter Dinge heimkehren, eben weil sie nur Einen gefunden, der sich glücklich fühlte, der nemlich kein Hemd hatte: so liegt darin doch die Weisung, daß der wahre „Werth“ des Glückes ein innerer, ein geistiges Gut — nicht äußerer Besitz ist.

Die Frage nach dem Glücke hängt mit der Arbeits- und Bildungsfrage zusammen, mit der Frage nach Religion und Sitte. In der Sage von dem ewigen Juden hat das Mittelalter den Fluch der nimmer rastenden, nie Ruhe und Frieden findenden Arbeit geschildert. Wer denkt nicht bei den nie endenden Arbeitskrisen der Gegenwart an den ewigen Juden!! Unfreie, unpersönliche Zwangsarbeit, und sei sie auch noch so nutzbar, ist dennoch keine wahre Arbeit und verdient die Ehren des Fleißes nicht. Arbeit ist eine freie sittliche That.

In diesem Gedanken liegt das eigentliche Kriterium der Wissenschaft und Kunst, der edelsten Blüten der menschlichen Cultur, sie dürfen nicht als mechanische Elemente in der Welt angesehen werden. Durch äußeren Zwang werden sie erdrückt.

Die verschiedenen Versuche von Riccardo, Rodbertus, Marx, ein Einheitsmaß für die „Werthe“ festzustellen, scheitert an der mangelhaften psychologischen Fassung des Grundbegriffes, wie das mit mehr oder geringerer Schärfe französische, englische und deutsche Forscher, z. B. ein Stanley Jevons, Cuninghame, D. Pringsheim, Franz Schaub, Rathrein, L. Besch u. A. dargethan haben.

Kein Anderer als Dante hat mit gewaltigem Griffel in seinen drei Reichen, in Hölle, Fegefeuer und Paradies, die verschiedenen Arten der menschlichen Arbeit, sei sie es als gottentfremdete und kraftverschwendende, sei sie es als sich läuternde, sei es als die in der höchsten Geistes that der Visio — Gott schauende und ihr letztes Ziel findende persönliche That des Menschen — gezeichnet. Sollte ich noch an die Sage vom hl. Graal, an die deutsche Faustsage erinnern, in denen derselbe Gedanke wiederkehrt?

Als die höchste Form menschlicher Glückseligkeit gilt schon den alten Parsern die Geistesarbeit, das Studium des Beda, der heiligen Wissenschaft. In demselben Sinne gilt dem Griechen die Geistesarbeit als freie That des freien Mannes, als höchster Genuß. Daß der Mensch nicht bloß im Kampfe um's Dasein, um vor äußeren Feinden und inneren und äußeren Gefahren sein eigenes Selbst, sein Dasein und sein Leben zu schützen, die Augen offen hält; sondern auch dann noch, wenn er des Lebens Not und Last überwunden, wenn er freie Muse hat, gerade dann geistig arbeitet, nach dem Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen trachtet, deren Grund zu erforschen sucht: gilt dem Klassiker der Philosophie, dem Aristoteles, als deutlicher Beweis, daß der Mensch von Natur Forscher und Philosoph ist, daß er eine vernünftige Seele hat, deren eigenstes Thun Wissen, Forschen und Erkennen ist.

Wir Spätgeborene und manchmal oberflächlich Denkende, denen das Wort „Schule“ und namentlich die „Schule“ des Mittelalters, die Scholastik, einen bitteren Nebengeschmack von Zwang und Unfreiheit bedeutet, ahnen kaum, daß bei „dem Meister derer die da wissen“ — bei Aristoteles das Wort gerade das Gegentheil bedeutet, nemlich freie Zeit und freien Geist, Muse für die Wissenschaft, für die Philosophie haben.

Als die ersten in der Geschichte, welche im Stande waren, sich ganz dem Studium zu widmen, bezeichnet Aristoteles die ägyptischen Priester, von denen er sagt: ἐσχόλασαν τὸ πρῶτον, d. h. sie trieben zuerst freie Wissenschaft.

Ächt im Geiste des Griechen gesprochen, lautet das stolze Wort des Philosophen Stilpon, der auf die Frage, was er Alles bei der Plünderung seiner Vaterstadt durch den Feind verloren habe, folgende Antwort gab: „Von dem Meinigen habe ich nichts verloren; Vernunft und Bildung habe ich behalten; alles Andere kann ich nicht mit mehr Recht mein eigen nennen als die Eroberer.“ Die Bildung gilt dem Griechen als die Zierde des Menschen als eigentlichster Schmuck, als goldener Ehrenkranz.

Schon Plato sagt das beherzigenswerthe Wort: „Das freiwillige Studium von Wissenschaft und Kunst ist das rechte und kommt zum Ziele, das gezwungene ist vom Übel und ohne Zweck.“ Von dem Lehrer verlangt er, daß er frei und schöpferisch den Stoff beherrsche.

Die Stoiker haben das Studium als bestes Heilmittel für den Geist, als wahre Diätetik der Seele betrachtet, somit einen anderen wichtigen Punkt berührt.

Nur so ganz nebenbei hören wir bei den alten Griechen etwas von der Lohnfrage. Von Pythagores erzählt Somblichus, daß er seinen ersten Schüler durch Geldgeschenke im Anfang zum Studium, zum Aufmerken bewegen mußte, für uns Pädagogen ein tröstlicher Zug in der Geschichte. Für jede Stunde zahlte der große Lehrer dem kleinen Schüler einen Denar.

Kein anderer als der dunkle Heraklit beschwert sich einmal bitter über die Ärzte, daß sie seinen Oheim um's Leben gebracht. Sie „schneiden und brennen und peinigen die Kranken auf jede Manier böß und beschweren sich dann, daß sie einen durchaus nicht entsprechenden Lohn erhalten von den Kranken dafür, daß sie diese Gutthaten zu Stande bringen“.

Über die Sophisten beklagt sich Sokrates, daß sie wie Krämer ihre Weisheit um Geld verkaufen.

Dante in dem Buche de Monarchia spricht den Satz aus: *Quemadmodum de labore antiquorum ditati sunt, ita et ipsi pro posteris laborent.* Damit ist auch die Aufgabe der Bildung und Wissenschaft in ihrer vollen Würde anerkannt: sie soll eine Arbeitsgemeinschaft der großen Familie der Gebildeten sein, wobei jeder Mitarbeitende ebenso Empfänger als Geber ist, wobei durch Theilung der Werth des getheilten Gutes, der Wahrheit nicht vermindert und in Stücke getheilt, obwohl nach dem Maße individueller Auffassung differenzirt zum freien Besitz wird.

Auf diesem hehren Gebiete der Geistesarbeit ist der Communismus, die Gütergemeinschaft, die Demokratie des Geistes durchführbar. Unter den alten Pädagogen hat schon Quintilian darauf aufmerksam gemacht.

Mit dem Kreuze und dem Pfluge kommen die ersten christlichen Missionäre als Pioniere der Cultur zu den heidnischen Germanen, lehren sie Arbeit, Cultur des Bodens und den Cultus, die Anbetung des wahren Gottes. Handarbeit und Gebet ist der Lebensberuf, welchen die Benediktiner-Regel den Mönchen, den Begründern der christlichen Civilisation in Europa vorschreibt. Die Geistesarbeit, das Studium, die Erziehung und Schulung ergiebt sich schon aus der natürlichen Sorge um Nachwuchs und aus der uralten deutschen Sitte der Opferung unmündiger Knaben für den Mönchsberuf (*pueri obtati*).

Bald genügt diese innere Schule nicht mehr, es wird mit ihr die äußere verbunden, welche für Erwachsene und Laien bestimmt war.

Die sieben freien Künste, die Encyclopädie der klassischen Völker des Alterthums, das Studium der Classiker wird allgemeines Bildungsmittel der Dom- oder Stiftsschulen sowohl als der Klosterschulen. Vom Süden, von Italien her, aber auch von den Gestaden Irlands und Schottlands, kommen im 8./9. Jahrhundert die gelehrten Mönche (*Scotti*) und ihre Gründungen — die Schottenklöster — haben ein Jahrtausend überdauert, ein so bedeutender Forscher wie der sel. Lamont war noch ein Schüler der Schottenschule in Regensburg.

Reiche Schenkungen der Fürsten und Vornehmen des Landes waren das Mittel, um den Segen der Bildung zu ermöglichen. Die alten Huosier, die Agilolfinger, später die Welfen sind die Gründer der ältesten Klöster und Klosterschulen in unserer engeren Heimat. Und schon nach etwa hundertjährigem Bestehen werden fast sämtliche Stätten der Cultur durch die Hunnen dem Erdboden gleich gemacht — und trotzdem kaum etliche Dezennien später sind die gelehrten Benediktiner wieder in voller Arbeit,

schreiben und sammeln die alten Classiker; rührend ist oft ihre Correspondenz — ihre Briefe sind uns noch theilweise erhalten —, wie sie Stück für Stück den Horaz oder den Cicero mühesam sammeln, abschreiben — in schlecht geheizter Zelle. From und von Tegernsee, der Kenner und Nachahmer des Horaz, bittet seinen Freund um ein paar Handschuhe aus rauhem Stoff oder gegerbtem Biber- oder Fuchsfell, damit ihm die Finger nicht erfrieren. Ebenso rührend ist die lakonische kurze Bitte des Abtes Gohbert an seinen Freund um Nahrungsmittel, damit sie in Folge des Mißwachses nicht verhungern.

Was haben hochgesinnte Fürsten, vor Allen ein Karl der Große, für Gründung der Schulen, für Unterricht und Bildung des Volkes gethan — ein wie hohes Verständniß für die Nothwendigkeit der Schule, für die wirtschaftliche und politische Hebung ihrer Unterthanen spricht sich in all den Capitularien und Sendschreiben aus!

Und welch' hohe Schätzung der wissenschaftlichen Bildung von Seiten der Träger der geistlichen und weltlichen Gewalten — nicht ohne Seitenblicke auf deren wirtschaftliche Bedeutung — tritt uns entgegen in der Geschichte der mittelalterlichen Hochschulen: Salerno, Bologna, Paris, Oxford, Cambridge u. s. f.!

Überall kehrt die gleiche Geschichte wieder: vor Allem sind es oft schwer zu überwindende wirtschaftliche Hindernisse, der Mangel an Geld, welche zuerst beseitigt werden müssen, um die nötigen Lehrkräfte zu gewinnen — aber auch ebenso, um eine entsprechende Anzahl von Schülern aus fremden Landen unter schwierigen und nicht ungefährlichen Transportverhältnissen um diese Lehrerschaft zu versammeln. Fast gleichzeitig mit dem Bau der Lehrsäle, namentlich in Paris, Oxford, Cambridge, Prag,

Wien, beginnt der Bau der Collegien, d. h. der mittelalterlichen Burjen (Bursch), der Häuser, in welchen auch arme Studenten wohnen, leben und studiren konnten. Unsere Hochschule hat — leider nur eines dieser von Georg dem Reichen fundirten Collegienhäuser — wenn auch nur spärlich — aus alter Zeit noch erhalten. Daß im Verhältniß zu den französischen und englischen Hochschulen an den deutschen Universitäten diese schöne und wirtschaftlich für die geistige und leibliche Gesundheit der Jugend bedeutjame Einrichtung bei uns wenig sich entwickelt hat, wird mit Recht allgemein bedauert, manche für die Wissenschaft und für die Gefittung der Jugend so verderbliche Erscheinungen, wie der Pennalismus, das Vagantenthum, wie es uns der Codex der aus Benediktbeuern stammenden Carmina Burana lebhaft vor Augen führt, wären unmöglich gewesen; obwohl anderseits gesagt werden muß, daß die Goliarden französischen Ursprungs und Walter von Lille ein Normanne ist. Es sei gestattet, zu bemerken, daß wir einem Schmeller und Giesebrecht darüber nähere Aufschlüsse verdanken und daß Döllinger heute vor 33 Jahren in seiner Panegyrik der deutschen Universitäten seinem Schmerz beredten Ausdruck verliehen, daß unsere deutschen Studenten nicht etwas wie das herrliche Christ-church College haben!

In der vielumstrittenen und vielglossirten Authentica Habita vom Jahre 1155 hat Kaiser Friedrich I. zunächst den Studirenden Bologna's, dann für alle Schulen ein Privileg von eminent wirtschaftlicher Bedeutung, nemlich einen Schutzbrief gegen Ausbeutung und ungerechte Schulforderungen ausgestellt. Der Kaiser appellirt an die ächt humanen Motive der Gerechtigkeit und Billigkeit, des Mitleides mit den in weiter Ferne von der Heimat der Liebe zur Wissenschaft huldigenden Musenöhne:

Quis enim eorum non misereatur qui amore scientiae facti sunt exules! In der Ferne sein hieß damals im Elend sein. In diesem Privileg wird aber ebenso als das Ziel des höheren Studiums die höchste sittliche und intellektuelle Durchbildung einerseits und die Dienste, welche der Gebildete dem Gemeinwesen zu leisten hat, hervorgehoben: „aut ex hoc optimi atque eruditissimi efficiantur, quatenus fiant optimi iustitiae et reipublicae ministri.“ Diese Grundgedanken kehren in dem Stiftungsbrief Friedrichs II. für Neapel und bei anderen Universitäten wieder.

Bedenken wir nur, daß die mittelalterlichen Universitäten keine Staatsmittel in Anspruch nehmen konnten, eben weil sie keine Staatsanstalten, sondern freie Corporationen waren! Sie konnten das erstere nicht sein, eben weil es einen Staat im modernen Sinne einfach nicht gab. Alles Gute geschah damals auf dem Wege corporativer Vereinigung — und nichts Anderes ist die mittelalterliche Universität, eine Corporation nach Art der Zünfte.

Durch die treffliche kritische Herausgabe des Chartulariums der Universität Paris von P. Denifle und Chatelain können wir die wirtschaftlichen Einrichtungen, Reformen u. s. w. an der Hand der Urkunden bis in's 12. Jahrhundert hinauf verfolgen. Wir haben die Stiftungsurkunde des Decans der Pariser Kirche vom Jahre 1180 für 18 arme Studenten vor uns, wir werden mit der Art und Weise vertraut, wie die Studenten damals die so wichtige Wohnungsfrage zurecht legten. Wir sehen hier an einem drastischen Beispiele, welche wirtschaftlichen Vorteile für den einzelnen Studenten der Eintritt in eine Landsmannschaft, in das Corpus (Corps) brachte. Der einzelne Student wäre bei den häufig knappen Wohnungsverhältnissen (wie das Jacob v. Vitry, P. Honorius III.

beklagen) rettungslos jeder Anforderung seines gestrengen Hausherrn gegenüber gestanden. Dem wurde, wie uns die Urkunden von 1282, 1283 und aus anderen Jahren deutlich zeigen, dadurch abgeholfen, daß Vertreter der Studentenschaft die Miethen der disponiblen Wohnungen einfach tagirten — und dann den einzelnen Genossen zum festgesetzten Preise übermittelten.

Das waren aber keineswegs die einzigen Schwierigkeiten, mit denen der mittelalterliche Student zu rechnen hatte. Um Schutz für sein Eigenthum, für Leib und Leben auf Reisen mußte der Studiosus sich um Geleitbriefe, Privilegien für Tax- und Zollfreiheit u. s. w. umsehen. Eine förmliche magna charta für die Studentenschaft ist das Privileg Philipp Augusts vom Jahre 1200 zum Schutze der Studenten gegen Unbilden der Bürger und Soldaten. Wenn wir den Brief Innocenz III. vom Jahre 1205 an die Magistri und Scholaren der Universität Paris näher einsehen, in welchem der Papst den Auftrag des orientalischen Kaisers um Erwerbung von Lehrkräften übermittelt, so können wir daraus nicht unschwer erschließen, daß reiche wirtschaftliche Bedingungen und eine glänzende Stellung auf das Herz manches abendländischen Lehrers — nach des Papstes Meinung — eine Zugkraft ausüben konnte: *non taedeat plerosque vestrum ad terram argento et auro, gemmisque refertam, frumento, vino et oleo stabilitam et bonorum omnium copiis affluentem accedere.* Ähnlich lautet die Einladung zum Besuch der Universität Toulouse vom Jahre 1229 an die Studenten:

Pro parvo vinum, pro parvo panis habetur,
Pro parvo carnes, pro parvo piscis emetur!

Das Privileg der Universität Ingolstadt rühmt all die Vortheile der wirtschaftlichen Existenz

Eine für die wirtschaftliche Lage der damaligen Studenten nicht uninteressante culturgegeschichtliche Arbeit wäre die Herausgabe der sogen. *Supplices libelli*, nemlich der Gesuche der Professoren und Studenten an die Päpste um Sustentationen und Gehälter, wie sie freilich nur theilweise, mit Clemens II. beginnend, in dem päpstlichen Archiv vorhanden sind. Wenn wir nach sehr bescheidenem Maßstab annehmen, daß nur einige Procente dieser Gesuche realisirt wurden, auch dann erhalten wir eine wahrhaft staunenswerthe Summe, welche die Päpste jährlich für Unterstützung an die Universitäten spendeten. In dem Rotulus vom Jahre 1349 z. B. sind es nicht weniger wie 502 *magistri regentes* der Universität Paris, welche um Beneficien oder sonstige Pfründen sich bewerben im Interesse der Pflege der Studien, und vor dem Ende des 14. Jahrhunderts gab es schon 40 derartige Hochschulen.

Wir begreifen unter solchen Umständen, welche Bedeutung damals eine Studentenkarte (*literae Scholaritatis*) hatte, ebenso würdigen wir die betreffenden Statuten gegen Mißbrauch derselben.

Einen Einblick in die persönliche Fürsorge der Päpste für einzelne hervorragende Lehrer, denen manchmal Mißgunst oder Unverstand das Leben sauer machten, zeigen uns die Briefe zweier Päpste Honorius III. und Gregor IX. für einen hochbegabten Mann, den seine Umgebung — er studirte nemlich u. A. auch hebräisch und arabisch, übersezte die physischen Werke des Aristoteles — wegen Schwarzkunst und Zauberei verdächtigte und dem wir in der Hölle Dantes begegnen, es ist Michael Scotus. Schon Honorius III. hebt in glänzender Schilderung (1224.

16. Jan.) seine Verdienste hervor und befiehlt dem Erzbischof Stephan von Canterbury ganz bestimmt und energisch, derselbe solle den Protest der Widersacher des Magister Scotus durch kirchliche Censuren brechen. Da der Befehl Honorius III., scheint es, trotz aller Bestimmtheit nicht den gewünschten Erfolg hatte — wiederholt Gregor IX. denselben Auftrag in noch bestimmterer Form trotz aller Machinationen der Widersacher.

Würden es Zeit und Umstände erlauben, so könnte manche Urkunde von etwas aktueller Bedeutung für die Gegenwart noch aus dem reichen Schatze herausgehoben werden, so namentlich eine von dem Papste Innocenz IV. ausgestellte, welche dem Magister Wilhelm von St. Amour, dem Procurator der Magister und Scholaren in Paris, dem heftigsten Gegner der Bettelorden, der mit dem h. Bonaventura und St. Thomas zusammenwuchs, gestattet, zu Universitätszwecken Schulden bis zu 300 Pfd. zu machen. Ebenso interessant ist aber die Gegenappellation einer großen Zahl von Magistern und Scholaren, darunter viele Deutsche, besonders Allemannen, welche sich als nicht verpflichtet betrachten, Schulden zu bezahlen. Die Unterschriften der Protestirenden sind so zahlreich, daß fünf Folioseiten im Drucke dafür nothwendig sind.

Culturgeschichtlich interessant wären die Akten vom Jahre 1322 eines Processes wegen Curpfuscherei auf Grund der Klagen des Decans der medicinischen Facultät. Für manche Studirende jedenfalls interessanter das Statut von 1343 der Nation der Normannen de modo custodiendi pecuniam, eine recht fluge Wirtschafts- und Sparpolitik der Studenten.

Unter vielem Anderen mag noch zum Beweise, daß auch hygienische Motive den mittelalterlichen Menschen nicht ganz fremd waren, einer Verordnung des Dauphin von Frankreich, des Herzogs Carl von der Nor-

mandie vom Jahre 1358 gedacht sein, welcher den von Dante ebenfalls genannten Sigierius von Brabant, den Avernoisten, der in unseren Tagen durch die gelehrte Arbeit P. Mandonnets förmlich erst aus den Bibliotheken wieder ausgegraben wurde, näher rückt. Dante bezeichnet nemlich die Rue du fuarre als den Ort der Lehrthätigkeit des genannten Sigierius. Dieses Strohviertel (*vicius straminum*), von welchem die genannte Straße zur kleinen Seinebrücke führte, läßt der genannte Herzog während der Nacht abschließen, damit eine unsaubere Sippenschaft dort nicht ihr Unwesen treibe und nicht „Seele und Leib der dort Wohnenden schädige“.

Es wäre nicht allzuschwer, von den vor dem Jahre 1400 in's Leben getretenen 40 Universitäten, wie sie uns P. Denifle aktenmäßig constatirt, ähnliche acht menschliche Züge der Beziehungen der Geistesarbeit, des Studiums zur Wirtschaft beizubringen.

Die deutschen Universitäten Prag, Wien, Heidelberg kommen später, die Vorläuferin unserer Alma mater — Ingolstadt — erst 1472; hat ja doch jede derselben ihren oder sogar mehrere Geschichtsschreiber, wie Huber, Rink, Prantl, Aschbach, Wappler, Wegele u. s. f., welche die engen Beziehungen des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens oft drastisch beleuchten. Doch keine kann sich der hohen Bedeutung erfreuen, von keiner liegt ein so reiches Quellenmaterial vor, auch von keiner können wir an der Hand der Quellen Wachstum, Höhepunkt und Niedergang so klar erkennen. Kaum eine hat eine so hohe politische, kirchliche und sociale Bedeutung erreicht, so in die Weltgeschichte eingegriffen, als wie Paris, dessen Rektor in der Blüthezeit (1350—1394) den Rang vor dem Bischof von Paris neben den höchsten Würdenträgern

des Staates und im Parlamente Sitz und Stimme hatte, — eine Corporation, die sich gesellschaftlich so hoch fühlte, so übermüthig war, daß sie glaubte, Päpsten und Königen trozen zu können. Freilich hatte bereits damals eine in Formalismus und Wortgefecht ausgeartete Scholastik, die Herrschaft des Nominalismus, so verwirrend und veröddend auf die Geister gewirkt, daß Ludwig XI. 1473 befahl, die zahllosen Schriften der Nominalisten (Modernen) zu vernichten.

Der Verwilderung der Sprache entgegenwirkte erst die von Petrarca ausgehende, namentlich durch Nicolaus von Clemange, Petrus d'Alilly und dem großen Kanzler Gerson eingeleitete humanistische Bewegung, welche trotzdem den durch das Kirchenschisma und den verderblichen Einfluß der Creaturen der Gegenpäpste als Kanzler der Universität verursachten Verfall nicht aufzuhalten im Stande war.

Verderblicher freilich als all das zusammen hat auf die englischen Universitäten die Heiratsangelegenheit Heinrich VIII. eingewirkt, welche zwei Kanzlern und Gründern der herrlichen Collegien, dem Cardinal Wolsey, dem Martyrer John Fischer, Bischof von Rochester, dem edlen Thomas Morus und vielen Anderen Beraubung ihrer Stellen und Würden und selbst das Leben kostete, all die reichen Stiftungen ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdete, die Collegien vielfach nebst den Hörsälen der Universität verschleuderte.

Wäre nicht, meint W. Kiehl, im Mittelalter Paris das „Licht der Welt“ gewesen, hätte es nicht Abaelard und Gerson in seinen Mauern gehabt, wer weiß, ob sich nicht die deutschen Schneider später ihr Licht anderswo angezündet hätten.

Hierin liegt mehr als Humor, es ist der Grundgedanke unserer bisherigen Erörterungen, daß Geistesarbeit stets der Arbeit der Hand vorausgehend dieser den Stempel aufdrückt, auf allen Gebieten der Kunst, der Technik, der Mode vor Allem, in der ja stets die Eigenart des Zeitgeistes verkörpert erscheint.

Geistesarbeit läßt sich nicht in Ziffern schätzen und werthen, sie ist nicht mit Händen zu greifen, so wenig der Geist überhaupt greifbar ist, und doch ist sie der Sauerteig der Werthbildung bei den Culturvölkern.

Ebenso wie sie die Gesellschaft des Mittelalters, so setzt sie auch die moderne Welt am kräftigsten in Gährung.

Es wäre thörichte Romantik, ein laudator temporis acti, ein Lobredner des Mittelalters sein zu wollen; ein rechtes Bild muß von selbst Licht und Schatten darstellen. Die Eigenart dieser Zeit liegt gerade in dem grellen Gegensatz, dem bunten Durcheinander von idealer Bildung und infernalcr Roheit.

Gerade das mittelalterliche Studentenleben ist reich an solchen Zügen.

Die Geschichte der mittelalterlichen Vaganten, der Goliarden, der fahrenden Schüler, gegen deren Unwesen eine Reihe von Synoden fast vergeblich die schärfsten Verbote erließen, ist ein Beweis dafür, daß eine wirtschaftliche Ordnung die Grundlage der Geistesarbeit, des Studiums selbst ist.

Durch die Herausgabe der Carmina Burana, der aus Benediktbeuern stammenden Sammlung von Schelmenliedern, hat uns der vielverdiente Schmeller Einsicht in das Geistesleben dieser fahrenden Schüler, die in ihrer ganzen Zerlumptheit und ihrem heißenden Humor vor uns stehen, gegönnt.

„Wer ein Hemde hat, der braucht Hosen nicht daneben,
Und wer Stiefel trägt, der kann seine Schuhe geben —
Jeder Übertreter soll unter'm Bannfluch leben.“

* * *

„Keiner ziehe seines Wegs gegen Sturm und Regen,
Und wer darbt, soll nicht die Stirn darob in Falten legen,
Sondern wie ein kluger Mann still die Hoffnung hegen.“

Wer das innere Elend, das sich in diesem Humor äußert, würdigt, der begreift, daß schon der edle Hugo von St. Viktor davor warnt, daß der etwas spätere Mönch Helinand von Freimont bitter klagt, daß die fahrenden Schüler „die Städte und den ganzen Erdkreis durchirren“, und Hugo von Trimberg vom Jahre 1300 in seinem Renner von ihnen sagt: „daß viele Schüler ihr Hab und Gut auf der Schule verthäten und dann als Spielleute und Gaukler ein Lotterleben führten“.

Ganz verändert ist die Form der Geistesarbeit bei dem Beginn der neueren Zeit.

Die Individualität und ihr Recht, bemerkt der klassische Geschichtschreiber des Humanismus, Karl Voigt, „treten in Petrarca, dem Typus der Humanisten, zum erstenmale kühn und frei hervor“. An sich und für sich zu arbeiten, erklärt er oft für seinen höchsten Lebensberuf. Doch gerade bei ihm, dem Typus und Führer, treten Erscheinungen auf, welche darauf schließen lassen, daß er nie recht zu sich selbst, zum wahren Glück, dem reinen Berufe der Geistesarbeit gelangte, nie zu einer richtigen Ordnung und Unterordnung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse unter den wissenschaftlichen Beruf, keine rechte Geistesfreiheit.

Wie so viele seiner Geistesrichtung, will er als strenger Verächter des Mammon, als Ascet und Sittenprediger gelten, der nicht Entrüstung genug hat gegen die reichen Prälaten, gegen die Juristen vor Allem. Während er mit dem einen Auge verachtend auf diese Sünder blickt, schießt er doch selbst mit dem anderen nach dem gleichen sündhaften Besitz, kann nicht genug Pfünden und Geld erwerben. Das, was sonst den Menschen glücklich macht, die Pflichterfüllung in einem bestimmten Berufe, das wollen diese Wandervögel, die Humanisten, in der Regel nicht.

Als gellender Mißton zieht sich durch das Leben namentlich der späteren Humanisten diese scheinbare Verachtung der äußeren Lebensstellung, des Adels, des Besitzes — sie glauben nämlich sich selbst und Andere in das Reich der Unsterblichkeit zu erheben — durch bloßes Bersprechen, durch Lobreden in Ciceronischem Styl. Und doch hängt ihnen auf der anderen Seite der Bettelsack heraus. — Ein Kenner wie Paulsen bemerkt mit Recht: Ein nicht geringer Theil ihrer stylistischen Übungen, namentlich ihre Briefe, sind fast durchaus Anbohrungsversuche besitzender Prälaten, Communen. Einer der hervorragendsten kann hier als abschreckendes Beispiel gelten, Philadelphus.

Um aus hunderten nur einen Fall zu nennen. Selbst ein Konrad Celtes weist mit Verachtung das Geschenk des Magistrates der Stadt Nürnberg zurück, weil die sparsamen Bürger nur acht Gulden als ausreichende Bezahlung für seine stylistische Leistung sendeten. — Erst als sich die Stadtväter ermannen, 20 Gulden zu schicken, dann ändert Celtes sein Distichon und acceptirt die Sendung.

Quos missos merito sed ipse sprevi
 lautet das ablehnende Epigramm. Das annehmende:

„Bis denos mihi Noricus Senatus

Parvi ponderis aureos dicavit:

Quos missos meritis meis recepi.“

Die bedeutenderen Männer waren entweder selbst wohl situirte Kaufleute, Mitglieder der vornehmeren Gesellschaft, Sekretäre und Skriptoren der päpstlichen, kaiserlichen oder fürstlichen Kanzleien, oder reine Baganten, welche um Gunst und Geld hoher Herren buhlen und diesen die „Unsterblichkeit“ ihres Namens durch Versemachen gegen gute Belohnung zusichern.

Wie manch köstlicher Zug eines sonderbaren ehrlichen christlichen Gewissens, des deutschen Gemüthes und doch des Belectseins von dem neuen Zeitgeiste spricht sich aus in den Vorreden z. B. zum deutschen Terenz durch den „Burger zu Ulm“ Hans Reidhart, der den etwas schlüpfrigen Klassiker übersezt seines ewiges Heiles willen, damit die liebe Jugend das Böse „desterbaß“ erkenne und meide. (Eine merkwürdige Schlaubeit des Ulmer Humanisten.)

Doch ein Versuch im Sinne des modernen Versicherungswesens darf nicht ganz unerwähnt bleiben. In dem Ragionamento di Luca Contile degli Academici affidati, Pavia 1574 sehen wir, wie das Geschäft gemacht wurde. Die „Versicherten“ werden um entsprechende Summen durch mittelmäßige Verse „unsterblich“ gemacht, obenan König Philipp der Katholische.

Welch bedenklichen Einfluß die erotischen und gemeinsinnlichen Schriften eines Laurentius Walla, eines Beccadelli, der Beamten der päpstlichen Curie ausübten — gehört nicht hieher. Dabei sollen die oft nicht geringen Verdienste dieser Männer um die Litteratur, die Arbeiten

eines Celtes, Aesticampianus, Erasmus, Wimpfeling, Bebel, eines Brassicanus, Buschius, Murelius, Sturm, Corvinus, Melanchthon nicht unbeachtet bleiben, ja selbst die Verdienste eines der heftigsten Gegner Luthers, Emser, des Herausgebers des „Hauerkalenders“ um den Weinbau sollen nicht verschwiegen werden.

Welche Bedeutung Ludwig Vives für die späteren Autoren, Alsted, Komensky, Sturm u. s. w., hat, ist noch nicht hinlänglich erkannt. Die edlen Gestalten eines Vittorino von Feltre, eines Guarino, echte Schulmänner, welche aus reinsten Motiven per l'amor di Dio nicht bloß die anvertrauten vornehmen Zöglinge, sondern daneben viele arme unentgeltlich lehrten und fütterten, sind in der Bildungsgeschichte leuchtende Sterne. Ein de la Salle, der hundert Jahre vor der französischen Revolution ein System der Armenthulen in Frankreich organisierte, und sein Landsmann Rousseau, der seine eigenen Kinder in's Findelhaus schickt, arme Kinder überhaupt von der Erziehung ausschließt, sind nicht zu vergleichen.

In idealem Sinne verlangt einer der genialsten Pädagogen der Renaissance, der genannte Ludovico Vives, eine Reform der Wissenschaften; dieselben sollen sich nicht in öden Formalismus, in leere Vernunftkritik und spinose Begriffspalterei — keine leere Scholastik verlieren, sondern dem wahren Wohle der Menschheit dienen und in diesem Sinne werthbildend sein. De tradendis disciplinis l. IV. T. VI p. 347. *Studia nostra ad vitae necessitates ad usum aliquem corporis et animi ad cultum et incrementa pietatis conferam.*

Daß gerade dieser Grundgedanke, Wissenschaft und Volkswirtschaft, Erziehung und Gesetzgebung in eine großartige Harmonie zu bringen,

alles Forschen der Gelehrten Einem großen Ziele, der Veredlung der Menschheit unterzuordnen, der Kraftverschwendung und Zersplitterung, der Verödung der Arbeitstheilung vorzubeugen, einen Genius wie Leibniz sein Leben lang nicht ruhen ließ, und der treibende Gedanke seines nie rastendes Geistes war, darf nicht vergessen werden.

Arbeit und Bildung hängen, wie wir gesehen, stets mit den wichtigsten Wirtschafts- und Cultur-Fragen zusammen, haben ihre letzte Wurzel in der Philosophie, in dem, was die verschiedenen Zeiten und Völker über die Natur der Dinge denken. Die Gegenwart, das 19. Jahrhundert, gilt mit Recht als das Jahrhundert der Naturwissenschaften. An die Erziehung der Gegenwart wird mit Recht die Forderung gestellt, daß sie naturgemäß sei, daß sie sich psychologisch vertiefe.

Unsere jetzigen Anschauungen von Natur haben aber sich die reichen Fortschritte der Forschung auf den verschiedensten Gebieten redlich zu Nutze gemacht.

Die Forschung von heute hat die hemmenden Schranken des Cartesianismus, durch welche noch das 18. Jahrhundert beeinflusst wurde, überwunden. Kein Anderer als Voltaire hat in einer seiner gründlichsten Arbeiten der „Vertheidigung des Newtonianismus“ das Seinige dazu beigetragen, der einheitlichen Weltanschauung des größten Mathematikers Newton zum Siege in Frankreich gegen die Cartesianer zu verhelfen. Dadurch wurde es einem Laplace möglich, das Weltssystem Newtons, den Naturbegriff der modernen Forschung auszubauen, „die Mechanik des Himmels“, die „Darstellung des Weltsystems“, Werke unsterblichen Ruhmes, zu vollenden.

In seiner Weise hat Leibniz es nicht versäumt, die Idee einer einheitlichen Weltanschauung, als die leitende Idee der gegenwärtigen Forschung vorzuzeichnen, den Begriff der lebenden Kräfte zu antezipieren.

Gegen die veraltete Trennung von Natur und Geist wendet sich der deutsche Dichter Goethe mit dem Worte:

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.“

Damit ist der vermeintliche dualistische Gegensatz der Trennung von Natur und Geist einerseits, von Arbeit und Bildung andererseits für immer gehoben, ohne deshalb den logischen Unterschied beider aufgeben zu müssen.

Auch heute gilt die alte Forderung Plato's, daß Arbeit und Bildung, Wirtschafts- und Staatslehre „naturgemäß“ sein sollen.

Die alten Stoiker hatten den Begriff des „Naturgemäßen“ als gleichbedeutend mit dem „Vernunftgemäßen“, dem *κατὰ λόγον*, gefaßt und dadurch vielen Mißdeutungen vorgebeugt.

Auch die heutige Wissenschaft wird diese Forderungen an die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, an Arbeit und Bildung stellen müssen. Von der *nature pure* Rousseau's zu dem *milieu Lombroso's* ist ein weiter Weg.

So hoch wir die Fortschritte und Errungenschaften der Gegenwart, die Früchte der Geistesarbeit der Besten der Menschheit, schätzen: ihr eigentlicher Segen für die Gesellschaft wäre doch darin, wenn dadurch das wirtschaftliche Gedeihen, die Verbesserung der Verhältnisse im Kampfe um's Dasein in die weitesten Kreise der Gesellschaft, in die ärmste Hütte dringen würde, wenn auch dem Armsten die Wege gebahnt würden zur

Herstellung des ökonomischen Gleichgewichtes, zu einem ächt menschlichen Dasein.

W. Roscher sagt: „In der Regel muß der Arme, wenn ihm wirklich geholfen werden will, zuerst erzogen werden, das beste Mittel gegen die Armuth ist immer die Bildung gewesen, die wahre Bildung, welche gleichmäßig Kopf und Herz vervollkommt, . . . die Bildung zur Arbeit.“

Wöchte es der Bildung zur Arbeit gelingen, die drohenden Krisen des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart, die immer größer werdende Kluft zwischen Reich und Arm zu überbrücken!

Ihnen, meine lieben Commilitonen, rufe ich zu, helfen Sie mit, das große sociale Problem der Gegenwart im Geiste der Humanität, der versöhnenden christlichen Charitas, zu lösen!

Glück auf zur Arbeit!



